

Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **82 (1986)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

A. N. AFANASJEW: Russische Volksmärchen. In neuer Übertragung von Swetlana Geier. München: Winkler 1985. 962 S.

Selten erscheinen klassische europäische Sammlungen mit Volkserzählungen in deutscher Übersetzung. Um so mehr ist die Initiative des Winkler Verlags zu begrüßen, der hier die von Aleksandr Nikolaevič Afanasjew (1826–71) zuerst 1855–63 in acht Lieferungen publizierten und seit der 2. Auflage 1873 nach Genres gegliederten Texte nach der Standardausgabe von V. Ja. Propp (Narodnye russkie skazki 1–3. Moskau 1957) in der neuen und – wie ein Vergleich mit anderen bereits zuvor erschienenen Texten in deutscher Sprache zeigt – gelungenen Übertragung von S. Geier herausbringt. Ein umfangreiches Nachwort von L. Röhrich (S. 915–949) mit Informationen über Afanasjew, die Typen und Motive dieser zentralen Sammlung russischer Volksdichtung und über Stil- und Strukturmerkmale unter Einbeziehung und Vergleichung des europäischen Volkserzählungsgutes beschliesst den Band (Erläuterungen und Literaturhinweise S. 950–952, 953–954). Zu bedauern ist, dass der Verlag auf die Übersetzung des wissenschaftlichen Apparats der russischen Edition (besonders Kommentierung der einzelnen Texte, Typologie, Sachindex) verzichtete, aber man dachte wohl an ein breiteres Publikum, wie die zugleich erschienene preiswertere Taschenbuchausgabe (dtv) beweist.

Teilausgaben des «russischen Grimm» sind schon öfter in europäischen Sprachen erschienen (z. B. «Das Reckenschiff. Russische Volksmärchen.» Ausgewählt von W. Ahrndt. Berlin 1980; vgl. auch den Beitrag von F. Harkort/K.-H. Pollok: «Übersetzungen russischer Volksmärchen aus der Sammlung A. N. Afanasjew». In: Slavistische Studien zum VI. internationalen Slavistenkongress in Prag 1968. München 1968, 591–630, sowie die Rezension der englischen Ausgabe durch I. Köhler in *Fabula* 18/1977, 135–137), doch niemals so vollständig.

Gleichwohl gibt der Klappentext nur die halbe Wahrheit wieder, wenn behauptet wird, die Ausgabe vereinige «jeweils eine Variante aller russischen Volksmärchen der berühmten Sammlung Afanasjews». Erst an versteckter Stelle erfährt der Leser (S. 916), dass ausserdem die «Anekdoten und Heiligenlegenden» (recte: Anekdoten, Neckmärchen und witzige Formeln = num. 453 ff.) weggelassen wurden: Von 579 Texten der Propp-Ausgabe sind nurmehr 290 Texte übersetzt – und keineswegs nur Märchen, so dass das Auswahlprinzip m. E. ohnehin durchbrochen wurde. Und dies eigentlich auch aus gutem Grund: Denn Afanasjew hatte den Begriff Märchen ganz im Sinne der Brüder Grimm hier gar nicht so eng ausgelegt, wie es heute aus strukturalistischer Sicht angebracht wäre. So enthielt seine Sammlung eine bunte Mischung von Tiererzählungen, Zaubermärchen, Schwänken, Legendenmärchen, Lügengeschichten, formelhaften Erzählungen usw. – insofern erscheint also die Entscheidung zur Auslassung der num. 453 ff. nicht ganz einsehbar. Typen- und motivähnliche Varianten hatte Afanasjew jeweils zusammengestellt, und Propp hatte darüber hinaus noch weitere Varianten aus den Kommentaren Afanasjews seinen fortlaufend nummerierten Texten angehängt (num. 554 ff.), die allerdings in der deutschen Übersetzung – dem Auswahlprinzip folgend – nicht enthalten sind; zur komplizierten Editions-geschichte der «Russischen Volksmärchen» vgl. den informativen Artikel über Afanasjew in der «Enzyklopädie des Märchens» 1/1977, 127–137.

Ergänzend sei darauf hingewiesen, dass eine neue, überaus sorgsam kommentierte Ausgabe der Afanasjew-Sammlung in russischer Sprache derzeit im Erscheinen begriffen ist (Ed. L. G. Barag/V. N. Novikov); bislang liegen zwei der geplanten drei Bände vor (Moskau 1984/85). Auch diese Edition wird leider nicht die aus Zensurgründen 1872 von Afanasjew in Genf anonym erschienenen «Russkie zavetnye skazki» enthalten, eine Kollektion deftiger Popenschwänke mit grosser Affinität zu in weiten Teilen Europas verbreiteten Schwankstoffen, die auch verschiedentlich in anderen Sprachen erschienen ist (vgl. Rezension des Verfassers zur ersten Teilüber-

tragung ins Deutsche in *Fabula* 19/1978, 128), ebensowenig wie die 1860 erstmals veröffentlichte Sammlung russischer Volksagen (*Narodnye russkie legendy*). Eine Gesamtausgabe bleibt nach wie vor ein Desiderat.

Hans-Jörg Uther

PAUL DELARUE ET MARIE-LOUISE TENÈZE: *Le Conte populaire français. Catalogue raisonné des Versions de France et des pays de langue française d'outre-mer: Canada, Louisiane, Îllôts français des Etats-Unis, Antilles Françaises, Haiti, Ile Maurice, La Réunion. Tome quatrième, premier volume. Paris: Editions Maisonneuve et Larose 1985. 313 S.*

Als weiteres Teilstück des französischen Typenkatalogs legt M.-L. Tenèze den ersten Teil der Legenden- und Teufelsmärchen vor, welcher die AaTh-Typen 750–849 umfasst: «God Repayes and Punishes», «Truth Comes to Light», «The Man in Heaven», «The Man Promised to the Devil». Dabei ist sie sich bewusst, dass die bei AaTh registrierten Typen nur einen Bruchteil der religiösen Erzählungen darstellen, aber sie fühlt sich der Konzeption der zuvor erschienenen Kataloge mit den Tier- und Zaubermärchen (1956, 1964, 1976) verpflichtet. Am weitesten verbreitet sind in Frankreich nach der Aufstellung auf Seite 309 ff. die AaTh-Typen 750 A, 752 A und C, 753, 756 B, 780, also vorwiegend Erzählungen, die im Sinne der christlichen Tugendlehre die Vorstellungen vom «gerechten Lohn» variieren und um die Thematik Belohnung/Bestrafung kreisen. Einleitend gibt die französische Folkloristin einen detaillierten Überblick über die Themen der Legendenmärchen, etwa (1) «Voyage sur terre de Notre-Seigneur et des apôtres», (2) «Le diable, l'Enfer et le Paradis», (3) «Les pécheurs et leur salut», erörtert die verschiedenen Forschungsansätze und Probleme der Unterscheidung zwischen Exemplum, Parabel und ätiologisch bestimmter religiöser Sage und verweist, gerade für die dokumentierten Typen 750–849, auf die starke literarische Abhängigkeit, welche die aus der oralen Überlieferung stammenden Texte zu den Exempelkompendien eines Jacques de Vitry, Étienne de Bourbon usw. und zu biblischen und apokryphen Stoffen aufweisen.

Das Gliederungsprinzip innerhalb der Präsentation der einzelnen Typen wurde wie in den früheren Katalogen beibehalten: Nach einer kurzen Inhaltsangabe und einer Analyse der möglichen Erzählelemente (nur bei grösseren Typen wie AaTh 753), dem Abdruck einer Version folgt eine Liste der geographisch geordneten Varianten mit Bezeichnung der Erzählepisoden. Abschliessend kommentiert M.-L. Tenèze Alter, Verbreitung, das Vorkommen gleicher Stoffe und Motive sowie mögliche Kontaminationen mit anderen Typen und nennt wichtige Literatur. Zwölf nicht klassifizierbare Typen sind ebenfalls einbezogen (S. 288–290: «Le Fils ingrat» könnte zu AaTh 980 D gestellt werden [die Überschrift bei AaTh 980 D trifft nur für einen kleinen Teil der Varianten zu, vgl. auch BP 3, 167–169], S. 293 f.: «Le Mensonge devenu vérité», 2. Form, gibt eine Erklärung, warum Juden kein Schweinefleisch essen, vgl. ergänzend Mot. A 1681. 2 sowie ZfV. 5/1895, 101–103) wie auch an anderer Stelle des AaTh-Systems plazierte Typen, die thematisch eher zu den Legendenmärchen zählen: AaTh 471 A: «Mönch und Vöglein» und AaTh 1835 D*: «Vater unser beten, ohne an etwas anderes zu denken».

Unter den mehr als sechzig Typenkatalogen der letzten 25 Jahre (vgl. Forschungsbericht in *Fabula* 25/1984, 308–321) nimmt der von M.-L. Tenèze vorgelegte Katalog einen herausragenden Platz ein. Geradezu vorbildlich ist hier das von vielen Erzählforschern geforderte bibliographische Hilfsmittel zur Dokumentation eines Erzählbestandes verwirklicht worden. Zukünftige Kataloge werden an diesem Standard zu messen sein.

Hans-Jörg Uther

LEE HARING: *Malagasy Tale Index*. Helsinki: Suomalainen Tiedekatemia 1982. 505 S. (FFC 231).

850 Volkserzählungen – genauer: 455 mit Varianten – aus repräsentativen Sammlungen und einer Reihe von Zeitschriftenbeiträgen hat L. Haring in seinem umfangreichen madagassischen Typenkatalog (Forschungsüberblick S. 8–56) analysiert. Es handelt sich um französisch- und englischsprachige Texte vornehmlich des ausge-

henden 19. und des 20. Jahrhunderts (Ausnahme: E. de Flacourt mit seiner «Histoire de la Grande Isle de Madagascar». Paris 1661); ungedruckte Materialien blieben ausser Betracht. Die wenigen deutschsprachigen Texte sind bibliographisch erfasst. Sie beruhen auf Nachübersetzungen englischer Texte (ergänzend zur Bibliographie S. 57–61: zehn Texte publizierte P. Hambruch: «Malaiische Märchen. Aus Madagaskar und Insulinde». Jena 1922). Haring versucht bei seiner Inhaltsanalyse der Texte, die bisher «favorisierten» Klassifikationsschemata einzubeziehen («synthetic structural analysis»), indem er sich bei der Ermittlung der Strukturen auf das von V. Ja. Propp entwickelte und dann für die afrikanischen Erzählungen differenziertere Modell von D. Paulme («Morphologie du conte africain». In: Cahiers d'études africaines 12/1977, 131–163) stützt. Ergänzend sind ausserdem AaTh-Nummern und Motivnummern vermerkt. Er unterscheidet sieben thematische Gruppen (ascending, descending, cyclical, spiral, mirror, hourglass, complex structures), wovon «Tales in Ascending Structure» (1) und «Descending Plots» (2) den Hauptteil der Erzählungen ausmachen. Die Erzähltypen sind ausführlich beschrieben und enthalten die üblichen Referenzen (Quelle, Angabe der Ethnie, eventuelle Übersetzungen), Typen- und Motivregister beschliessen den Band.

Im ganzen hat Haring 78 international verbreitete Erzähltypen auf Madagaskar nachweisen können, einige wenige sind auch in Afrika bekannt wie z. B. AaTh 37: «Fuchs als Kindermagd» und AaTh 1074: «Wettlauf der Tiere». Wie auch in afrikanischen Erzählungen ist der Anteil der Tiererzählungen, Dilemmageschichten (vgl. W. R. Bascom in Enzyklopädie des Märchens 3/1981, 670–673) und natürlich der kosmogonischen und anderen ätiologischen Mythen beträchtlich. Aufgrund der Inselage und der vielfältigen äusseren Einflüsse sind zahlreiche Affinitäten zum malaiisch-polynesischen Erzählgut festzustellen, wie ein Vergleich des Motiv-Index (S. 485–505) mit B. F. Kirtleys «Motif-Index of Traditional Polynesian Narratives» (Honolulu 1971) ergibt. Weitere Parallelen zu indischem Erzählgut sind ebenso offenkundig. Dies macht allein schon ein kurzer Blick in L. Bødkers «Katalog der indischen Tiererzählungen» (Indian Animal Tales. FFC 170. Helsinki 1957) deutlich. Beide Kataloge sollten unbedingt zur Vergleichung der Texte herangezogen werden.

Im ganzen vermittelt Harings Katalog einen guten Überblick über das madagassische Erzählgut, das bislang im internationalen AaTh-Katalog wie auch im Motif-Index kaum berücksichtigt wurde. Der Katalog ragt mit seinen komparatistisch angelegten Strukturanalysen über die wenigen, seit der zweiten Revision des AaTh-Katalogs (1961) erschienenen Kataloge hinaus. Die verschiedentlich erhobene Forderung, bei der Erstellung regionaler Klassifikationssysteme eigene Modelle zu entwickeln und nur ergänzend die international gängigen Typen- und Motivnummern anzugeben, ohne deren Erfassungs- und Gliederungsprinzipien zu übernehmen, weil sie sich als wenig praktikabel erwiesen haben (Zersplitterung der Erzählelemente, zu starke Ausrichtung auf europäisches Erzählgut), ist hier vorbildlich verwirklicht.

Hans-Jörg Uther

SACRED NARRATIVE. Readings in the Theory of Myth. Edited by Alan Dundes. Berkeley: University of California Press 1984. VIII, 352 S., Karten, 1 Abb., kommentierte Bibliographie.

Alan Dundes darf als eine der führenden Persönlichkeiten unter den heutigen amerikanischen Folkloristen bezeichnet werden. Insbesondere seine interdisziplinär und international ausgerichtete wissenschaftliche Tätigkeit drängen ihn immer wieder, Aufsatzsammlungen, die ein solch breitangelegtes Studium ermöglichen, vorzulegen. Mit «Sacred Narrative» nimmt er sich erneut einen bestimmten Genre der Folklore vor, wie er das bereits mit dem Sprichwort (gemeinsam mit Wolfgang Mieder), dem Oedipus- sowie dem Aschenputtelstoff getan hat. Was all diesen Bänden gemeinsam ist und was auch für die vorliegende Arbeit zutrifft, ist deren Eignung für den Unterricht an höheren Lehranstalten, werden doch die bedeutendsten Beiträge zum Thema, ausgewählt gemäss deren Repräsentation verschiedener wissenschaftlicher Epochen und verschiedener Disziplinen, an einem Ort zusammengefasst und

mit weiteren, kurz kommentierten bibliographischen Hinweisen versehen. Es entstehen auf diese Weise wissenschaftsgeschichtlich gesehen hochwertige Bände, liegen doch Originaltexte, nicht Verarbeitungen vor, versehen mit Dundes' einleitenden Bemerkungen, die jeden Aufsatz seinem zeitgenössischen Rahmen zuzuordnen suchen. Solange Dundes' eigene Subjektivität in bezug auf Auswahl und Kommentar in Betracht gezogen wird, ist diese Art von Unterrichtstext oder Einführungsband mehr als empfehlenswert.

Innerhalb der Geisteswissenschaften dürften die Mythen zu den interdisziplinärsten Studienobjekten gehören, haben sich doch Philologen und Literaten, Theologen, Anthropologen, Psychologen und Folkloristen mit Mythologie befasst. Mythen werden hier, wie der Titel besagt, als sakrale Volkserzählungen definiert, und der erste Aufsatz des Bandes, *William Bascoms* «The Forms of Folklore: Prose Narratives», grenzt den Genre anhand anthropologischer Feldarbeiten von den zwei anderen bislang zentralen Prosagenres, Märchen und Sage, ab. So gebräuchlich Bascoms handliche Definitionskriterien in manchen amerikanischen volkskundlichen Kreisen geworden sind, so ist die Diskussion um die Genre-Definition bei weitem nicht abgeschlossen, wovon die Beiträge von *Lauri Honko* (aus volkskundlicher und religionsgeschichtlicher Sicht), *G. S. Kirk* (aus altphilologischer Sicht) und *J. W. Rogerson* (aus theologischer, spezifisch biblischer Sicht) zeugen.

Mythen erklären den Ursprung der Welt und der Menschen, und es ist denn auch nicht erstaunlich, dass dieses menschlich-fundamentale Thema dem breitangelegten Studium der Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts reichlich Nahrung verschaffte. *Jan de Vries'* Beitrag bietet einen Überblick über die verschiedenen Theorien über den Ursprung der Naturmythen, insbesondere über die Auseinandersetzung zwischen dem britischen Anthropologen/Folkloristen Andrew Lang und dem Philologen Max Müller.

Die weiteren Beiträge lassen sich nach theoretischen Schwerpunkten gruppieren. Der hypothetische Zusammenhang zwischen Mythen und Ritualen wird u.a. von *Raffaele Pettazzoni* und *Mircea Eliade* untersucht. Die funktionalistische Analyse, gemäss welcher Mythen dazu dienen, die Gegenwart zu legitimieren und zu stabilisieren, wird vom Begründer dieses Ansatzes, *Bronislaw Malinowski*, sowie von *Raymond Firth* zur Sprache gebracht. Zahlreiche Essays untersuchen Mythen aus psychologischer Sicht, aber auch der strukturalistische Ansatz von *Lévy-Strauss* fehlt nicht.

Bei einzelnen Beiträgen handelt es sich eher um methodologische Anliegen, so in *Anna Brigitta Rooths* «Typologie nordamerikanischer indianischer Welterschaffungsmythen». Von anderen Autoren wurden Fallstudien ausgewählt. Man findet z. B. *Frazers* Diskussion «The Fall of Man» und *Sandor Erdészs* hochinteressante Repertoirestudie eines ungarischen Erzählers, dessen Weltbild gänzlich von Märchenmotiven durchdrungen ist. Der inhaltlich wie – leider – auch drucktechnisch sehr dicht geratene Band schliesst mit einer heiteren Note, *Dorothea Wenders* «The Myth of Washington». Hier werden die zuvor seriös erklärten und illustrierten Theorien der Mythenanalyse in humoristischer Weise auf den Sagenkreis um den Präsidenten der amerikanischen Gründungszeit angewendet, um dessen Anrecht auf mythologischen Status zu beweisen.

Regina Bendix

THEODOR KOHLMANN: Berliner Spielkarten. Mit einem Beitrag von Sigmar Radau. Berlin: Verein der Freunde des Museums für Deutsche Volkskunde 1984. 132 S., Abb. (Kleine Schriften der Freunde des Museums für Deutsche Volkskunde, 6).

Es handelt sich bei diesem kleinen Katalog um eine aufgearbeitete Dokumentation zu einer Ausstellung, welche der Autor 1982 anlässlich der Tagung der International Playing-Card Society veranstaltet hat im Museum für Deutsche Volkskunde Berlin. Er beginnt seine Einleitung mit einem Hinweis auf die «erste gesicherte Erwähnung eines Kartenspiels in einer Florentiner Verordnung des Jahres 1376». Man kann ihm nicht verübeln, dass er (mit einigen andern Fachleuten) das ältere Berner Verbot von 1367 nicht anerkennt, da es nicht im Original überliefert ist, aber 1376 ist sicher falsch. Wie Hellmut Rosenfeld längst richtig vermerkt hat, begannen die Florentiner damals

ihr Jahr am 25. März (Annuntialstil), die betreffende Ordnung ist nach unserer heutigen Zeitrechnung mit 1377 zu datieren.

Für die Berliner Spielkarten spielt das freilich keine Rolle, ist doch der erste Kartenmacher dort erst 1702 nachgewiesen. In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zählte man in Berlin vier Spielkarten-Manufakturen, wovon eine deutsche, die übrigen französische Karten herstellten. Erstaunlicherweise nimmt die Zahl der Hersteller dann noch ab: 1820 bis 1850 noch drei, 1850 noch deren zwei, 1875 gar keine mehr. Die Vereinigten Stralsunder Spielkartenfabriken zogen die andern Werke auf. Von 1895 an versuchte es die Firma Eduard Büttner & Co., die auch Luxuspapiere herstellte, nochmals mit wunderschönen Karten von hervorragender Qualität, musste aber auch vor den nunmehr Vereinigten Altenburger und Stralsunder Spielkartenfabriken die Karten niederlegen.

Alle Berliner Spielkarten-Hersteller sind hinten mit Lebens- und Werkdaten übersichtlich aufgelistet.

Grund für die Eröffnung einer Produktion in Berlin war ein Steueredikt von 1701; aufgrund der wechselnden Steuerstempel sind die Karten gut datierbar. 88 Spiele aus der Zeit von 1770 bis 1978 werden im Katalogteil besprochen, grösstenteils in öffentlichem und privatem Berliner Besitz: Karten zum Spielen, zum Wahrsagen oder zur politischen Propaganda, wie beispielsweise ein Spiel «Reichstags-Rommé. Jeder sein eigener Diktator» mit bissigen Versen von Erich Kästner. Peter F. Kopp

WALTER HEIM und THOMAS PERLER: Christliches Brauchtum gestern und heute. Freiburg: Kanisius-Verlag 1985. 96 S.

Es handelt sich um die gekürzte und bearbeitete Ausgabe der früher erschienenen vergriffenen Werke «Christliches Brauchtum gestern und heute» von Thomas Perler sowie «Weihnachtsbrauchtum» von Walter Heim. Zuerst wird ein Gang durch das christliche Brauchtum im Kirchenjahr unternommen oder genauer durch die Advents-, Weihnachts-, österliche Buss- und Osterzeit, die Bitt- und Quartembertage und die Zeit von Auffahrt bis Maria Himmelfahrt. Dann wird das Brauchtum in Verbindung mit Heiligen dargestellt, wobei vor allem Antonius-, Wendelin-, Silvester-, Blasius-, Agatha-, Martin-, Nikolaus- und Johannes-Brauchtum zum Zuge kommen. Im weiteren wird das christliche Brauchtum zu Geburt und Taufe und um Sterben und Tod beschrieben sowie das christliche Brauchtum für Fest- und Werktage, wobei bei letzteren auf verschiedenes hingewiesen wird wie den Tischsegen, das Angelusläuten, die Wallfahrten, Kreuze und Medaillen, den Hahn auf dem Kirchturm usw. Die Verfasser versuchen die Ursprünge der einzelnen Bräuche zu erfassen, die teilweise bis in die Antike und ins frühe Mittelalter zurückreichen, um dann darzulegen, wie diese Bräuche weltweit heute noch gepflegt werden. Dabei gehen sie behutsam und kritisch vor, aber mit viel Einfühlungsvermögen und Ehrfurcht vor den einzelnen Bräuchen. Sie werten diese vorbildlich. Das Büchlein, das sich an einen weitem Kreis wendet und auf einen wissenschaftlichen Apparat und Literaturangaben verzichtet, ist so trefflich geeignet, für den Weiterbestand und die Wiederbelebung christlichen Brauchtums zu werben und dieses zu fördern. Louis Carlen

BENNO FURRER: Die Bauernhäuser des Kantons Uri. Mit einem siedlungsgeschichtlichen Überblick von Hans Stadler-Pflanzer. Basel: Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde 1985. 507 S., 1107 Abb. + Karten, 2 Farbtafeln, 1 Faltkarte (Die Bauernhäuser der Schweiz. Der ganzen Reihe zwölfter Band).

Bei der Vielfalt der Schweizer Kantone in Hinsicht auf ihre geographische Erscheinung wie auch ihre sozio-kulturelle Struktur greift man stets mit einer gewissen Spannung nach den Neuerscheinungen in der Reihe «Die Bauernhäuser der Schweiz». Der nun vorliegende Band Uri behandelt einen der flächenmässig kleinsten Kantone. So war es möglich, den Stoff in *einem* Band zu behandeln, der angesichts der über 1000 Abbildungen und des Textumfanges sogleich erkennen lässt, wie sehr der Autor, der seine Heimat offensichtlich bis in das letzte Tal durchwandert hat, es

verstanden hat, den ganzen Formenreichtum des Bauens auf dem Land auszubreiten. Eine Art weitangelegter Vorspann macht mit der Natur und Kulturlandschaft, mit Wirtschaft und Sozialgeschichte, mit der Siedlungsgeschichte und den Siedlungsformen sowie den Strukturen der Hofanlagen bekannt. Wege und Brücken, Einfriedungen und Flurdenkmäler sind hier miteinbegriffen. Die Frage nach den Hauslandschaften wird erst bei der Zusammenfassung behandelt, was angesichts der Bemerkung des Autors: «Eine Hauslandschaft wird charakterisiert durch die Gesamtheit der Wohn- und Wirtschaftsbauten in ihrer Konstruktion wie auch in der Innenausstattung und durch das Zusammenwirken der natürlichen, der historischen und kulturellen Gegebenheiten», berechtigt ist.

Aufgrund dieser Präambel (S. 457 f., eine eigentliche Definition ist das nicht) teilt er den Kanton in vier Regionen ein:

- I. Seegemeinde
- II. Unteres Reusstal – Schächental mit Maiensässhäusern, grossen zusammenliegenden Alpgebieten, aber auch Einzel-Alpungen
- III. Oberes Reusstal, die grösste Region des Kantons; u.a. starke Verbreitung von Wohnhäusern mit Vorkragungen, Genossenschafts-Alpung und oft altertümlichen Alpengebäuden
- IV. Ursern, ausgesprochene Dörfer mit zahlreichen Tennen und Ställen für Zugtiere, z.T. im Kellergeschoss des Wohnbaues oder der Wirtschaftshäuser

Eine solche Gliederung empfiehlt die Tatsache, dass man keine geographisch in sich abgegrenzten Räume für eine Gliederung nach Baumaterial, Dachneigung, Hofbildung herausarbeiten kann, weil diese Merkmale letztlich mehr oder weniger allorts nachgewiesen sind, abgesehen etwa von der Fachwerkwand. Das Fachwerk, mundartlich *grügl* – zu Riegelwand, ist ohne Zweifel von Norden her um 1600 in das untere Reusstal eingedrungen, und zwar zunächst für oberflächliche Bauten. Es ist im gewissen Sinne nicht autochthon und sozusagen ein Ausläufer der grossen Fachwerkländchen des Mittellandes, wie auf der anderen Seite (im Süden des Kantons) die Bevorzugung von Steinwänden, oft in Verbindung mit stein- und schiefergedeckten Dächern, an Graubünden und Tessin erinnert, also an inneralpine Bauweise und solche südlich des Alpenkammes. Dort war ganz allgemein sehr früh Holzhandel eingetreten, der zum Steinbau gezwungen hat.

Bei den Holzbauten lassen sich mit Hilfe der dendrochronologischen Untersuchungen einige sehr frühe Daten ermitteln: 1340/43 Seelisberg-Buchholz; 1405/08 Springen-Mätteli; 1466/70 Attinghausen, alte Sust; 1480 Erstfeld, Taubachhofstatt; 1480 Springen-Witerschwenden; 1563/65 Silenen, Steihaus.

In Amsteg (S. 215) stellt der Verfasser ein einräumiges Haus aus der Zeit um 1150 fest. Grosse Aufmerksamkeit wird der Inneneinrichtung gewidmet, Kachelöfen, Giltsteinöfen und wohl erstmals (nicht nur für die Schweiz) eine Typologie des Buffets. Mit Recht wirft Furrer (S. 222) die Frage nach dem Alter des Herrgottswinkels auf. Archivalische Studien bestätigen immer wieder, dass der «Herrgott» in der Stube gerade bei den ältesten Inventaren noch nicht erscheint und je nach Landschaft im Laufe des 17. Jahrhunderts aufgenommen ist.

Im ganzen gesehen, wurden alle heute der Hausforschung zur Verfügung stehenden Quellen mit grosser Umsicht ausgeschöpft, was besonders dem wissenschaftlichen Apparat im Anhang zugute gekommen ist.

Zum Schluss noch eine Bemerkung zu dem Gesamtwerk. Es ist selbstverständlich, dass bei einem sich über Jahrzehnte hinziehenden Unternehmen die Massstäbe und die Anforderungen immer höher geschraubt werden und der Umfang der Einzelbände dadurch zwangsläufig zunimmt. Doch auch die einzelnen Autoren beeinflussen die Akzente, die in den Bänden gesetzt werden. Das ist aus vielen Gründen geradezu notwendig und macht den Reiz des Unternehmens aus. Insofern stellt jeder Einzel- oder Doppelband eine für sich zu würdigende Monographie dar, die nicht nur Sachwissen vermittelt, sondern auch Freude schenkt. Es möge der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde gelingen, auf diesem eingeschlagenen Weg zügig voranzuschreiten.

Torsten Gebhard

HERBERT SCHWEDT; ELKE SCHWEDT; MARTIN BLÜMCKE: Masken und Maskenschnitzer der schwäbisch-alemannischen Fasnacht. Stuttgart: Theiss 1984. 328 S., 176 Abb. auf 104 Tafeln (Forschungen und Berichte zur Volkskunde in Baden-Württemberg, 7).

Bücher mit Volkskunstwerken als Thema haben Konjunktur. Dazu gehören auch die Masken als Medien der Gebrauchskunst. Der stilistisch noch einigermaßen einheitlichen und geographisch überschaubaren schwäbisch-alemannischen Maskenlandschaft mit ihrer reichhaltigen Zahl an Holzlarven widmen die drei Autoren ein recht voluminöses Werk, das sich inhaltlich an eine breite Öffentlichkeit wendet. Dem Fachkundigen sind die Ausführungen zur Geschichte der Holzmasken wohlvertraut. Sie kreisen um die Kontinuitätsfrage, um die Altersproblematik des Maskenwesens, um die historische Quellenlage zur Herkunftsfrage, um Maskentermine und Etymologien (Scheme, Maske, Larve). Das verwendete einschlägige geschichtliche Quellenmaterial konzentriert sich auf Zentraleuropa. Nordeuropa wird nur behelfsmässig herangezogen, und südeuropäische Quellen entfallen. Dabei zeigt sich für den südwestdeutschen Raum erneut die Tatsache, dass zwischen der früheren Holzmaskenlandschaft und jener der barocken Sakral- und Schauspielkunst Deckungsgleichheiten festgestellt werden können. Die Schnitzer der vorigen zwei Jahrhunderte prägten verbindliche Normen, Vorstellungen, wie eine Maske auszusehen hatte und wie sie bearbeitet sein musste, und damit definierten sie einen Qualitätsstandard, dem in traditionalistischen Brauchträgerkreisen noch heute Geltung zukommt. Die normative Kraft des Faktischen aus der Vorzeit wirkt im schwäbisch-alemannischen Maskenraum weiter als Basis mit hohem und zum Teil streng beobachtetem Geltungsanspruch. Nicht ein anonymen Volksgeist, sondern das Kunstverständnis und Ideologien von Schnitzern und Narrenzünften resp. Narrenzunft-Vereinigungen prägten und prägen noch immer das Masken-Erscheinungsbild. Diese Ordnungskräfte bestimmen, oft durch Mehrheitsbeschluss bestärkt, was Volkskunst auch zur Fasnachtszeit sein darf. Die Normen dieser Brauchpfleger und Brauchwarte stehen aber bisweilen contra Kreativität.

Den 127 Kurzporträts von Larvenschnitzern kann viel ideologisches Gedankengut des sozialen Mittelstandes (handwerklich-gewerbliche Kreise, Lehrer) entnommen werden. Man erfährt anhand dieser Biographien nicht nur, wie sie zum Berufs- oder zum Hobbyschnitzen kamen. Weit interessanter ist ihre Einstellung zur Maske als Präsentationskunst, als Auftragsarbeit, als Massenware, die teilweise maschinell hergestellt wird. Hier scheiden sich die Gemüter von Schnitzern, aber auch von Brauchpfliegern: Masken als Medien individuellen Kunstempfindens oder als Gebrauchsartikel mit Warencharakter. Der heutige Massenbedarf an Holzlarven fördert die Verwendung von Maschinen (Kopierfräsen) zur Massenreproduktion einzelner Originale, tangiert damit aber gleichzeitig menschliche Vorstellungen und Gefühle zu Berufsehre, Standesbewusstsein und Wertschätzung von investierter manueller oder maschineller Arbeit. 40 Prozent der heutigen Larvenschnitzer Süddeutschlands arbeiten mit Kopierfräsen, was immer wieder Anlass zu Konflikten bietet. Die Autoren nehmen in dieser Streitfrage wertend Partei: «So bleibt schliesslich als Schutz gegen das Kopieren nur das Selbstbewusstsein der Maskenträger und jener Bildhauer und Schnitzer, die auf Handarbeit bestehen, wie sie in ihren Orten immer geleistet wurde.» Sogar das Holzverleimen oder die Gestaltung von Grotteskmasken geraten bei einzelnen Maskenkreatoren in den ideologisierten Verdachtskreis unkünstlerischen Tuns (z. B. S. 35, 96). Ebenso können Beizen und Lasieren statt Bemalen gemäss den Maskennormen von Wilhelm Kutter abgelehnt werden. Nicht minder interessant in diesem Buch ist die vielfältige Darstellung der historisierenden Legitimation örtlicher Maskentypen anhand von dörflichem oder regionalem Erzählgut (Gemeindeschichte, scherzhafte Ortsüberlieferungen, Aberglauben, Sagenbereich, Agrarbestellung usw.), wodurch sogenannte historische Treue manifestiert sein will.

Da und dort wünschte man sich beim vorliegenden Buch noch etwas mehr Auslotung des ideologischen und psychologischen Hintergrunds, z. B. bei der Aussage Peter Sonders, durch «starke Vereinfachung der Form den geistigen Ursprüngen des

Maskenwesens» möglichst näher zu kommen. Das von den drei Autoren gestaltete Werk erhebt nicht Anspruch, die Maskenwelt in der schwäbisch-alemannischen Landschaft strukturell aufzugliedern und darzustellen. Dafür dienen die Schriften Wilhelm Kutters. Auch zur funktionellen Frage des Maskentragens und Maskensammelns (Masken als Wandschmuck) bezieht das Buch keine Position. Aber gerade weil es sich stark an der historischen Problematik orientiert, wäre dem mit einem breitangelegten Bildteil bestückten Werk gut bekommen, sich etwas intensiver mit Dietz-Rüdiger Mosers Thesen auseinanderzusetzen. Die Autoren begnügen sich hierbei mit einer einzigen Fussnote (45).

Werner Röllin

PAUL HUGGER: Kleinhüningen. Von der «Dorfidylle» zum Alltag eines Basler Industriequartiers. Basel: Birkhäuser 1984. 183 S., 170 Abb. im Text, Fototafelteil, 9 Karten.

Für einen der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte eng verbundenen Ethnographen ist das vorliegende Buch bemerkenswert: Da ist das Engagement des Autors für die kleinen Leute eines der Gross- und Industriestadt zugeschlagenen Dorfes am Rheinufer, heute eines üblichen Wohnquartiers, aber doch mit gewisser eigener Note. Dieses Engagement ist nüchtern-sachlich, geht von den Gegebenheiten der Geschichte sowie den Realitäten der Gegenwart aus und beschwört nicht eine vergangene «heile Welt». Ferner ist «das Volkskundliche», das bei Ortsmonographien oft in der üblichen Form des Kanons als von den anderen Teilen der Darstellung abgehobener, in sich ruhender Block präsentiert wird, in ganz neuer Weise als «Alltags»-Bestand aufgearbeitet worden. Schliesslich, und das resultiert aus dem bereits Gesagten, hat der Verfasser einen narrativen Stil gefunden, der die Lektüre – auch für einen Rezensenten! – angenehm, ja häufig genug spannend macht und der die Kleinhüninger, Alte wie Junge, ansprechen soll und ansprechen wird. Dieses Anliegen unterstreichen auch der aussergewöhnlich umfangreiche Abbildungs- und ein der Gegenwart gewidmeter Fototafelteil – von Pierre Hadorn meisterhaft gestaltet –, die nicht der Illustrierung des Textes dienen, somit auch auf die sonst üblichen volkskundlichen «Belegstücke» verzichten, sondern die so aufgebaut worden sind, dass sie die textlichen Aussagen noch besser, weil jeweils zeitgerechter, verdeutlichen. Es handelt sich hier also nicht um einen der so zahlreich angebotenen «Text-Bild»-Bände, sondern um ein in mühevoller, akribischer Arbeit – Literatur-, Archivstudium, Feldforschungen samt Befragungen – entstandenes populärwissenschaftliches Werk, in dem Text und Bild eine gelungene, instruktive, ja hermeneutische Einheit bilden und vor allem das demonstrieren, was Volkskunde bis in die schwierigen Gegenwartsbelange hinein sein kann und wie sie in der Lage ist, nicht nur diverse Strukturen aufzuhellen, sondern Geschichte von werktätigen Menschen in komplexer Weise erlebbar zu machen.

Dies vorangestellt, lässt Paul Hugger den Leser die Entwicklung Kleinhüningens und seiner Menschen im einzelnen mitverfolgen. Wie ernst ihm sein Anliegen ist und in welches Spannungsfeld er das Schicksal der Leute dieser kleinen Fischer- und Bauerngemeinde bis zum Ciba-Wohnquartier stellt, erweisen der Einstieg in die Darstellung und der Ausblick recht eindringlich: «Zwischen Resignation und Aufbruch» und «Kleinhüningen – oder der Wille zum Leben».

Der Verfasser vermittelt uns «Zunächst ein[en] Blick in die Geschichte», die er mit dem Jahr 1640 beginnen lässt, als der Markgraf von Baden-Durlach das Dorf Kleinhüningen um 3500 Taler an Basel verkaufte. An die 200 Personen wechselten da die Amtsgewalt und entgingen so möglicherweise dem Untergang im Dreissigjährigen Krieg. Die Affinität zu Basel ist je nach den Zeitläuften enger oder weiter, und die Kleinhüninger verspüren am eigenen Leibe, dass sie kein von der übrigen Gesamtentwicklung losgelöstes Leben führen können, als sie am Ende des 19. Jahrhunderts mit dem «ersten Sog in die Industrialisierung» ihre relative Selbständigkeit verlieren und der Stadt Basel unmittelbar eingegliedert werden. Der grosse Chemiekonzern, die Ciba, entsteht und wächst, der Rheinhafenbau beginnt und weitet sich heute noch immer aus u.a.m. All das bringt eine wesentliche Umwandlung der Sozialstruktur mit sich. Kleinhüningen und Nachbarorte werden zu Wohngemeinden von Arbeitern und Kleinbürgern mit den vielen sich daraus ergebenden sozialökonomischen Pro-

blemen, wie sie überall dort vertreten sind, wo Monopolkapitalismus Platz greift. Insofern ist der Ort kein Sonderfall, sondern eines von den zahlreichen anderen möglichen Beispielen in industriellen Ballungsräumen seit der Zeit um 1900. Darum kann man wohl auch nicht mit dem Autor die Frage danach stellen, ob die Basler Behörden Schuld daran trügen, dass sich die Verhältnisse in Kleinhüningen ganz anders gestaltet haben, als man es sich bei der Eingemeindung in die Stadt dachte – den Bau von Atomkraftwerken mit oder gegen Volksentscheide einbegriffen (S. 31).

Mit «Ein Leben in Kleinhüningen» ist das grösste Kapitel überschrieben. Es zeichnet in exemplarischer Weise die wichtigsten Lebensetappen der Kleinhüninger von der Geburt bis zum Tode, bei der Arbeit der einzelnen Berufsgruppen, bei Freizeit, gesellig-gesellschaftlichem Zusammensein usw. in kurzen, kräftigen Strichen nach, alles das, was wir als Grundbedürfnisse und Lebensweise oder insgesamt als Alltag bezeichnen. Natürlich bleiben bei einer solchen Straffung Wünsche offen. Doch soll das nicht dem Autor zur Last gelegt werden. Der Rezensent meint aber, dass Paul Hugger die Passagen über das Arbeiterleben hätte anders gewichten sollen. Jetzt überwiegen Elendsdarstellungen; caritative Vereinigungen bürgerlicher oder konfessioneller Provenienz bemühen sich um Abhilfe der Not in den schlimmen Wohnquartieren, in denen vor allem «Rote» wohnen und wo gestreikt wird usw. Gab es, wie in anderen Industrievieren auch, in Kleinhüningen oder im benachbarten Klybeck keine Arbeiterbewegung gerade mit kommunalen Verbesserungsprogrammen? Die Erwähnung des Wirkens solcher gesellschaftlicher Kräfte oder vielleicht auch ihr Fehlen ist nicht unwichtig.

Der Bau des Rheinhafenbeckens war bei allen negativen Konsequenzen für die Kleinhüninger (Verlust ihrer Gärten, Bebauung des Umlandes, Einschränkung der Freiflächen durch moderne Nah- und Fernverkehrsführung, Bau von Silos, Ausdehnung der Ciba-Werke mit neuen ökologischen Problemen, Wohnblöcke statt der alten Hausanlagen usw.) im Zuge der Weiterentwicklung des herrschenden sozialökonomischen Systems letztlich in sich logisch. Ob man dieses Geschehen in Basel-Kleinhüningen darum als «Sturz in die Gegenwart» überschreiben kann? Vom Umstand als solchem her sicher nicht, aber für den Kleinhüninger und für alle, die anderswo den Begleitumständen eines nahezu ungezügeltten Wirtschaftswachstums ausgesetzt sind, mögen die Zeiten vordem als geruhsamer empfunden worden sein, war damals am geselligen Zusammenhalt noch so etwas wie intakte Gemeinschaft wahrzunehmen. Das ist «im heutigen Kleinhüningen» in der Tat anders geworden. Selbst Bürgerinitiativen sind nur von kurzer aktiver Dauer und werden selten genug von allen Sozialschichten mitgetragen. Passivität, Resignation und Zurückziehen in die eigenen vier Wände sind vorherrschend; es gibt untereinander zu wenige Kommunikationsmöglichkeiten oder Anreize dazu usw. usf. Doch das ist nur die eine Seite der zu bewältigenden Problemfülle. Paul Hugger bricht vielleicht darum seine Darstellung an dieser Stelle einfach ab und möchte eine allfällige Lösung den Planern und Politikern überlassen (S. 151). Wenige Seiten später kommen ihm dann aber selbst Zweifel, ob «eine zentrale Instanz über die vielen Interessen, über den Lebensraum einer lokalen Gemeinschaft verfügen kann unter Berufung auf überregionale Interessen» (S. 173). In der Tat ein schwieriges und weltweites Problem, das die Kernfrage nach der «kulturellen Identität» impliziert. Sie gilt auch für Kleinhüningen und seine heutigen Menschen.

Paul Hugger hat sich all diesen Problemen mit viel Mut und Verantwortung gestellt und nachgewiesen, was an wissenschaftlicher Arbeit noch überall zu leisten ist, um sie zum Wohle der Betroffenen einer Lösung wenigstens näher zu bringen. «Von unten her» allein sind sie genauso wenig lösbar wie nur von seiten der «Planer und Politiker». Der Beginn der Problemlösung liegt im Konsens zu gemeinsamem Tun. Dass die Volkskunde modernen Zuschnitts daran mitwirken kann, hat Paul Hugger unter Beweis gestellt.

Wolfgang Jacobeit

Dass Frauen immer drängender einen ihnen adäquaten Umkreis in Forschung und Lehre nicht nur schlechthin beanspruchen, sondern dies auch mit guten Gründen zu belegen vermögen, und ihr – im Vergleich zu männlichen Fachkollegen – nicht minder hohes Können in zahlreichen Publikationen, in Lehrveranstaltungen sowie in der gesellschaftlichen Praxis unter Beweis stellen, ist inzwischen offenkundig. Eine Reihe internationaler, ausnahmslos von Frauen beschickter Kongresse haben mit Erfolg stattgefunden und zeichneten sich durch hohes Niveau aus.

Das betrifft auch die vorliegende Publikation als Ergebnis einer von Universität und ETH Zürich im Wintersemester 1983/84 veranstalteten, stark besuchten Ringvorlesung «Frau – Realität und Utopie». Welche Schwierigkeiten sich anfänglich dem Unternehmen entgegenstellten, welchen Diskriminierungen die Veranstalterinnen ausgesetzt waren, soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben. Wichtiger aber ist, dass diese Ringvorlesung, die interdisziplinär angelegt war und ausschliesslich von Frauen bestritten wurde, dennoch durchgeführt werden konnte.

Es ging um die Kenntnisnahme und Etablierung «feministischer Wissenschaft», die «im Sinne emanzipatorischer Utopien von Frauen» (S. 6) die bestehenden Realitäten verändern helfen will. Dabei dürfte das konzeptionell Besondere in folgendem Ansatz liegen: «Weil Frauenthemen in ihrer Vielschichtigkeit begriffen werden müssen, ist ganzheitliches Denken und fächerübergreifendes Arbeiten unumgänglich» (S. 6).

Gilt das aber nicht generell für alle modernen, die Gesellschaft und deren Mitglieder umfassenden Forschungen, dass sie interdisziplinär anzulegen sind, wenn sie einen allgemeingültigen Anspruch erheben wollen? Interdisziplinarität impliziert von vornherein «ganzheitliches Denken», *muss* also in entsprechender Weise die «Frauenproblematik» in aller Breite – sachlich wie historisch – einbeziehen. Das haben die an der Ringvorlesung beteiligten Frauen – Vertreterinnen historischer Disziplinen von der Archäologie und Kunstgeschichte bis zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, der Medizin, der Jurisprudenz, der Soziologie, der Sportwissenschaft u.a. – in sehr abgewogener, aber nicht minder eindringlicher Weise anschaulich dargestellt, und auch oder gerade Männer werden sich der Faszination dieser – mit einer Ausnahme – von Schweizerinnen vorgelegten Ergebnisse ihrer Frauenforschung nicht entziehen können. Es gehört dazu nicht nur guter Wille, die wissenschaftliche Leistung anzuerkennen, sondern vielmehr die Einsicht, dass Komplexität in der Wissenschaft ohne die Einbeziehung von Frauen bei der aktiven interdisziplinären Kooperation in der heutigen Zeit unumgänglich geworden ist. In dieser Hinsicht kommt dem vorliegenden Band eine historische Bedeutung insofern zu, als er die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens von «man und frau» sehr deutlich zum Ausdruck bringt. Was die wissenschaftlichen Partner an einem kooperativen Projekt unterscheidet, kann und darf nicht länger die Geschlechtsspezifität sein, sondern die in der Zusammenarbeit am konkreten Forschungsvorhaben wieder aufzuhebende Verschiedenheit der einzelnen Disziplinen. Bei allen solchen Unternehmungen ist das Thema Frau zu wichtig, als dass es weiterhin Streitobjekt für oder gegen feministische Forschungsansprüche bleiben dürfte. Gerade unter dem Eindruck der Lektüre des vorliegenden Bandes scheint es der Rezensentin wirklich an der Zeit zu sein, dass weibliche wie männliche Wissenschaftler auch in der interdisziplinären «Frauenforschung» aufeinander zugehen und die Untersuchungsfelder gemeinsam abstecken. Dabei sind allerdings unbedingte Unvoreingenommenheit, gegenseitiges Respektieren und die Redlichkeit der wissenschaftlichen Persönlichkeit von «man und frau» bzw. «frau und man» die Grundvoraussetzung.

Sicher nicht ohne Absicht schreibt in der Einleitung die Juristin bzw. Rechtshistorikerin Gret Haller: «Ich will mich damit befassen, was wir jetzt tun können, jede und jeder an dem Ort, wo sie oder er sich gerade befindet» (S. 16). Dieses gemeinsame Tun sollte – und diese Forderung durchzieht den ganzen Band – in erster Linie dazu dienen, «sektorielles», abgegrenztes Denken und Handeln zu überwinden, um so zu wissenschaftlichen Kompilationen zu gelangen, die Frauen wie Männer in gleicher Weise benötigen, kurz, die eine gesellschaftliche Notwendigkeit geworden sind.

Die Rezensentin glaubt, besonders diesen Gedanken aus dem Gesamtanliegen der Publikation herausstellen zu müssen, deren fünfzehn Aufsätze folgendermassen

gekoppelt wurden: «Weiblichkeit als körperliche und kulturelle Realität», «Entstehung gesellschaftlicher Wirklichkeit», «Zwischen Hausarbeit und Beruf» und «Vom Objekt zum Subjekt im kreativen Prozess». Die einzelnen Artikel sind nicht agitatorisch angelegt, sondern zeichnen sich durch interessante Ergebnisse und wissenschaftliche Seriosität aus. Sie sind ein gelungener Beitrag zur Notwendigkeit eigenständiger weiblicher Frauenforschung und deren Bereitschaft zu übergreifenden interdisziplinären Kooperationen, um in jeder Weise hemmendes «sektorielles Denken» zu überwinden. Somit ist der spannend zu lesende Band eine erste Antwort auf die Frage: «Wie machen wir aus der Utopie eine Realität?» (S. 11). Zunächst aber ist «Realität» – auch das weisen Beiträge der Publikation aus – noch häufig genug die Tatsache, dass Frauen auf den unterschiedlichsten Gebieten nach wie vor um ihre gesellschaftliche Gleichberechtigung kämpfen müssen. Sigrid Jacobeit

LÄNDLICHE WIRTSCHAFT UND VOLKSKULTUR. Georg Leonhard Hartmanns Beschreibung der st. gallischen Alten Landschaft (1817/23). Neu hg. und eingeleitet von Werner Vogler. St. Gallen: Historischer Verein des Kantons St. Gallen 1985. 96 S., Abb. In: 125. Neujahrsblatt. S. 7–62.

Der St. Galler Stiftsarchivar holt eine Schrift aus der Versenkung – sie wurde seinerzeit in einer kurzlebigen Zeitschrift gedruckt, und der Verfasser vernichtete einen Grossteil der 100 Separata aus Ärger über die vielen Druckfehler – und gibt sie zu Nutz und Frommen nicht nur der Historiker, sondern auch der Volkskundler heraus. G. L. Hartmann (1764–1828), Stadt-St. Galler Bürger, wurde nach einer Maler- und Zeichnerausbildung Beamter in seiner Heimatstadt und befasste sich in aufklärerischer Gesinnung mit historischen, naturwissenschaftlichen und gesellschaftspolitischen Themen; mehrere Schriften zeugen von Fleiss, Beobachtungsgabe und Gestaltungskraft. Für die hier anzuzeigende Schrift benützte er für allgemeine Erwägungen Christian Graves «Über den Charakter der Bauern», Breslau 1796, und für die Region ein Manuskript des Pfarrers von Berg, P. Franz Weidmann, dem liberalen Teil des aufgehobenen St. Galler Konvents zugerechnet.

Hartmann spricht von Viehzucht und Wiesenbau, von Getreide-, Obst- und Weinbau, von Flachsbaum, Gewerbe und Handwerk, vom Forstwesen, von der Wohnung des alt St. Gallischen Landmannes, von der Erziehung, dem sittlich-religiösen Zustand und der intellektuellen Entwicklung, von Hochzeitsbräuchen, Tagen der öffentlichen und besonderen Belustigung, schliesslich von der Kleidung. – Der Herausgeber hat die Neuedition mit vielen zeitgenössischen Illustrationen versehen, dem Text eine ausführliche und gutdokumentierte Einleitung vorausgeschickt und in den Anmerkungen den Bogen zur modernen Volkskulturforschung geschlagen.

Man wird an den Text von 1817/23 nicht mit heutigen Erwartungen herantreten und Fehlendes vermissen oder die aufklärerische Schlagseite tadeln, sondern sich vielmehr am Gebotenen freuen. So bringt Hartmann eine Unmenge von Einzelheiten aus dem als Alte Landschaft bezeichneten Gebiete (mehr oder weniger mit dem Fürstenland identisch, d. h. dem Landstrich zwischen Wil und Rorschach). Es wird das Landleben um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert geschildert. Überall, wo Hartmann von der direkten Beobachtung abweicht und zu verallgemeinern beginnt, zahlt er dem ach so rasch verbleichenden Zeitgeist seinen Tribut, alles andere ist sprachlich und sachlich von hohem Interesse. Iso Baumer

ANNEMIE SCHENK: Familie und Wohnen in Stolzenburg. Eine Untersuchung bei Sachsen und Rumänen in einem siebenbürgischen Dorf. Köln: Böhlau 1984. XIX, 317 S., Abb., Taf. (Studia Transylvanica, 10).

Meine Nachbarn sind sächsische Aussiedler aus Rumänien. Wenn ich ihre fremdklingende Sprache höre, wundere ich mich immer wieder, dass das «Deutsch», genauer «Sächsisch» sein soll. Welche Prozesse der Transformation, der Verschmelzung mit einer anderen Kultur müssen stattgefunden haben, bis dieses nahezu unverändliche Deutsch entstanden ist?

Der theoretische Ansatz und die Untersuchungsergebnisse von Annemie Schenk geben Antwort auf diese Frage. Bei ihrem interethnischen Ansatz, der sich dezidiert gegen die Sprachinsel- bzw. Kulturinseltheorie wendet, rücken die Wechselbeziehungen zwischen der deutschen und der rumänischen Kultur ins Auge, gegenseitige Beeinflussungen, die wohl gerade durch Sprache und Aussprache besonders gut widergespiegelt werden. Der Untersuchungsschwerpunkt von Annemie Schenk ist freilich ein anderer: Familiengefüge und Wohnweisen sind es, mit deren Hilfe die Wechselbeziehungen zwischen zwei auf engstem Raum zusammenlebenden Ethnien gezeigt werden sollen. Als Demonstrationsbeispiel ist dafür das Dorf Stolzenburg mit je hälftiger sächsischer und rumänischer Bevölkerung geschickt ausgewählt worden. Ein ausführlicher historischer Überblick über die Entwicklung Stolzenburgs seit dem Beginn der Ansiedlung deutscher Kolonisten in Siebenbürgen im Mittelalter sammelt Argumente und Beispiele, die jeden Versuch einer Kontinuitätskonstruktion deutscher Sprache und Kultur unsinnig machen. Angesichts der bewegten Geschichte mit den wechselnden Einflüssen von Ungarn, Türken, Habsburgern und Rumänen drängt sich dem Leser eher die Frage auf, wodurch denn überhaupt noch bis auf den heutigen Tag Deutschsprachigkeit und sächsisches Gruppenbewusstsein erhalten geblieben sind. Auch dazu bietet die Verfasserin Erklärungen an, allerdings nicht systematisch auf diese Fragestellung hin – etwa die protestantische Kirchenghörigkeit der Sachsen in einer katholischen und orthodoxen Religionslandschaft, etwa jahrhundertlangere rechtliche und ökonomische Vorrechte der Sachsen oder auch die rigide Ablehnung von Fremdheiraten. Vor diesem historischen Hintergrund werden dann die Einzelergebnisse zu Familie und Wohnen ausgebreitet, und zwar für die zwei als markant erachteten Zeiträume von der Jahrhundertwende bis 1945 und von 1945 bis zum Untersuchungszeitpunkt 1974. Nach 1945 lösen Industrialisierung und Kollektivierung das bäuerlich-traditionelle Familien- und Wohngefüge in Stolzenburg mehr und mehr auf, das bis zu diesem Zeitpunkt, wie die Autorin belegen will, dort vollkommen unangetastet in geradezu unglaublich erscheinenden archaischen Formen existiert habe. Als wesentliche Merkmale der Vorkriegsepoche werden die gemeinsam wirtschaftende und wohnende Mehrgenerationenfamilie vorgestellt, bei der selbst das Schlafen nicht nach Generationen getrennt war, ferner das «Haus» in seiner halböffentlichen Funktion gegenüber der «Wohnung», und schliesslich wird die Autorität der ältesten Generation als allumfassend dargestellt. Die wesentlichen Fixpunkte des Wandels nach 1945 werden erklärt als Folgen der Ablösung des selbständigen bäuerlichen Wirtschaftens durch lohnabhängige Arbeit in Fabrik und landwirtschaftlichem Kollektiv. Durch die Trennung von Wohn- und Arbeitsplatz werde auch der Zwang zur familiären Kooperation aufgelöst, Tendenzen zur Bildung von Kernfamilien seien zu beobachten, die Alten büssten ihre Autorität ein, was einen grossen Zugewinn an Freiheit für die Jungen bei der Partnerwahl, bei der Kindererziehung, beim Wohnen bedeute. Dieser Untersuchungsbefund wird abgeleitet aus einer Fülle von Material, und zwar sowohl für die sächsische als auch für die rumänische Bevölkerungshälfte als weitgehend parallele Entwicklung. Getreu dem interethnischen Ansatz werden dabei gegenseitige Einflüsse, aber auch ethnische Besonderheiten herausgestellt.

Für die Epoche nach 1945 wird das Nebeneinander von alten und neuen Orientierungsmustern, das Abwägen der einen gegen die anderen, sehr anschaulich dargestellt – sozialer Wandel vollzieht sich eben nicht von heute auf morgen, sondern nur allmählich. Fragen bleiben dagegen an die Darstellung der Epoche bäuerlicher Familien- und Wohnformen. Sie erscheint manchmal als zu idealtypische Rekonstruktion. Es habe keine Probleme für die Stolzenburger gegeben, behauptet die Autorin immer wieder, mit dem Leben nach den strengen Regeln des Hauses und der bäuerlichen Familie. Sie selbst bringt allerdings etliche Indizien bei, dass sich die bäuerlichen Orientierungsmuster nicht immer konfliktfrei mit den Gefühlen des einzelnen vereinbaren liessen: Klagen über das strenge Regiment der Schwiegermütter im «Haus», über eine zu wenig kindgerechte Kindheit werden zitiert, der Fall eines Selbstmords bei aufgezwungener Heiratspartie. Dies und die Tatsache, dass nach 1945 die Häuser zuallererst so umgebaut wurden, dass jede Generation für sich schlafen konnte, zei-

gen, dass der Keim zur bürgerlichen Individuierung und Separierung schon vor 1945 gelegt war.

Die Arbeit ist – abgesehen von peniblen Grundrissaufnahmen – eher spärlich mit Abbildungen versehen. Am meisten vermisst man Landkarten, aber auch Dorfbild, Hausformen und Einrichtungsgegenstände dürften besser dokumentiert sein.

Margret Tränkle

ALBERT SPYCHER: Kegeln, Gilihüsine und Volkstheater in Betten VS. Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, Abteilung Film. Basel: Krebs 1985. 41 S., Abb. (Altes Handwerk, 53).

1952/53 wurden in der Oberwalliser Gemeinde Betten volkskundliche Erhebungen über alte Kampfspiele durchgeführt und dazu Filmaufnahmen gemacht. Die Notwendigkeit, dieses Filmmaterial zu überprüfen, nahm der Autor zum Anlass, auch den heutigen Erinnerungen an die z.T. schon damals obsoleten Spiele nachzuforschen. Dank einem Beitrag des Kantons Wallis aus der «Loterie de la Suisse romande» konnten die Ergebnisse im vorliegenden Heft publiziert werden.

Im ersten Abschnitt skizziert der Verfasser die Entwicklung des einstigen Selbstversorgerdorfes zum Fremdenort und die damit verbundene Aufweichung der gesellschaftlichen Strukturen. Dieser Entwicklung schreibt er es hauptsächlich zu, dass die vordem beliebten Spiele aufgegeben wurden. Dies trifft sicher zu für das Kegeln, das im Frühjahr und Herbst bei der Kirche zwischen Sonntagsmesse und Mittagsmahl geübt wurde. Schon bald nach den Aufnahmen wurde die primitive Kegelbahn als Verkehrshindernis (in einem Dorf, das noch heute auf den Strassenanschluss wartet) abgebrochen.

Das «Gilihüsine», eine Art Hornussen, war 1953 bereits etwa zehn Jahre abgegangen, doch fanden sich immerhin noch genügend Spielkundige, um es (vielleicht nur für den Film?) kurz wiederaufleben zu lassen. Es wurde an schönen Frühlings-Sonntagnachmittagen auf aperaturen Wiesen gespielt, wobei man sich mit fortschreitender Jahreszeit dem Graswuchs zuliebe immer weiter vom Dorf entfernte. Beide Spiele waren Männersache, beim Gilihüsine war immerhin jedermann als Zuschauer willkommen, und beim anschließenden Trunk pflegte man die Geselligkeit. Verwandte Spiele, wie das «tsara» im Südwallis oder das «Tschärätü» im Lötschental, das «Hirehüse» im Goms, waren teilweise schon im 19. oder zu Beginn des 20. Jahrhunderts verschwunden.

Eine fast 200jährige Tradition hatte in Betten das Volkstheater. Mitte der 1930er Jahre war im Skiklub die Theaterbegeisterung so gross, dass er auf der Bettmeralp eine Theaterbühne baute – das Material dafür musste hinaufgebuckelt werden – und dort drei Sommer lang Theater spielte. Nach einem kriegsbedingten Unterbruch wurde die Bühne noch 1946 und 1947 bespielt, 1961 aber abgebrochen. «Jede Zeit hat ihre Spiele», gewiss. Oft fehlt es jedoch auch am Willen der Einheimischen, den Teilnehmerkreis an ihren Spielen zu erweitern und etwa Frauen oder Zugezogene in ihre Freizeitbestrebungen zu integrieren. Wandlungs- und Amalgamierungsfähigkeit sind Merkmale lebendiger Kulturen, Beharrungsvermögen allein genügt nicht.

Peter F. Kopp

PETER HÖHER: Heimat und Fremde. Wanderhändler des oberen Sauerlandes. Münster: Copenrath 1985. VIII, 414 S., 2 Abb., Tab., Karten (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland, 41).

«Als Kolumbus stieg ans Land, wer kam da angelaufen? Ein Sauerländer Handelsmann und wollt ihm was verkaufen!» (S. 344).

In der Veröffentlichungsreihe der Volkskundlichen Kommission in Münster sind seit langem Bücher zum Thema «Volkskunde der Berufe» erschienen. Heft 1 war dem Thema «Knechte und Mägde» gewidmet, mit Handwerk und «Türkische Arbeiter in Münster» (Heft 9, 1978) ging es weiter, autobiographische Veröffentlichungen kamen hinzu und zuletzt Volker Rodekamps Arbeit über das Drechslerhandwerk in Ostwestfalen (Heft 29, 1981).

Rodekamp und Höher hatten 1977 gemeinsam Erhebungen zum Wanderhandel im Oberen Sauerland durchgeführt und darüber einen Bericht in der Rhein.-Westf. Zsch. f. Vkd. veröffentlicht. Höher ging über diese anfängliche Studie weit hinaus.

Seine Arbeitsweise stellt eine sehr gelungene Kombination von historischer und empirischer Forschung dar, wobei Höher auch aus dem Blick geratene Volkskundler, wie den Marburger Herbert Huckenbeck («Probleme ethnopsychologischer Forschung». In: Festschrift Heilfurth 1969, 35–49), und z. B. die Arbeiten des Soziologen Alfred Schütz in seine Untersuchungen einfließen lässt.

Die theoretischen Kronzeugen aber sind Georg Simmel, Werner Sombart und Max Weber.

Den Aufbau der Arbeit könnte man deduktiv nennen, denn Höher schildert zu Beginn in umfassender Weise das Obere Sauerland (Geographie, Geschichte, Gewerbe). Es folgt die Darstellung des Wanderhandels unter quantitativen Gesichtspunkten, die Warenarten werden besprochen, die Absatz- und Vertriebsweisen, und schliesslich wird der sauerländische «Regionalcharakter» thematisiert (S. 193–238). Dieses siebte und die beiden folgenden Kapitel bilden den eigentlichen Hauptteil der Arbeit. Höher stellt Bezeichnungen wie «Volkscharakter» zur Diskussion, leitet die wissenschaftliche Fruchtbarkeit von «Regionalcharakter» und «Stereotyp» aus der volkskundlichen Diskussion her (hier bes. Jeggel/Korff) und lässt Reisebeschreibungen und Heimatforscher zu Wort kommen, um schliesslich, und das ist das Besondere an dieser Arbeit, die Gewährleute den ihnen zugeschriebenen «Nationalcharakter» konterkarieren zu lassen.

Der «Sauerländer Regionalcharakter» stellt sich dabei als ein gutes Mittel der Verkaufsförderung heraus, eine Feststellung, wie sie ja auch Könenkamp in seiner Dissertation machte. Besonders jene dritte Dimension der Wanderhändler, in der Fremde eine Heimat zu sehen und in der Heimat etwas Fremdes, arbeitet Höher mit Hilfe der Aussagen von Gewährleuten heraus: «Wenn wir sonntags in der Wirtschaft waren, wollten wir aber unter uns sein. Da durften keine anderen Leute dabei sein. Wir haben uns immer einen Tisch reservieren lassen» (S. 222). Die sich stolz Handelsmänner nennenden Hausierer sprachen miteinander «Schlausmen», um von den einheimischen Kunden nicht verstanden zu werden. Höher: «Doch auch im Heimatdorf wurde diese Sondersprache oftmals benutzt, wenn die Handelsleute im Wirtshaus zusammensassen. Die anderen Einwohner des Ortes verstanden von dieser Sprache höchstens ein paar Ausdrücke, beherrschten das 'Schlausmen' aber weder aktiv noch passiv» (S. 230).

Die Folge dieses Sonderstatus, der sich auch durch das Verhalten der Handelsmänner beim Festefeiern im Heimatdorf kennzeichnet, macht die Heimat auch zur Fremde. Die engere Gruppenbindung der Handelsmänner untereinander aber kam auch nicht zustande, weil man ja in Konkurrenz zueinander stand und sich sowohl unterwegs als auch daheim belauerte. Wann reist der andere ab, welchen Trick wendet der andere an? Das Fremdbleiben in Heimat, Berufsgruppe und Handelsregion begründet Höher vor allem mit ökonomischen Zwängen. Das gelingt ihm besonders dicht in Kapitel 8 («Nähe und Distanz»), wo er unter anderem nachweist, dass die Wanderhändler im Handelsgebiet weniger Neuerungen verbreitet hätten als in ihrem Heimatdorf. «Die Distanz der Wanderhändler zu der Bevölkerung in ihren Handelsgebieten wirkte sich daher im allgemeinen lähmend auf das Innovationsverhalten der Hausierer aus» (S. 267). Obwohl fremd, wurde den Handelsleuten von ihren Kunden, zu denen sie seit langen Jahren kamen, oft grosses Vertrauen entgegengebracht. «Dieses eigentümliche Doppelverhältnis von Nähe und Ferne, von Vertrautheit und Gleichgültigkeit ist in der 'Objektivität' des Fremden begründet» (S. 268). Die Ambivalenz dieser 'Objektivität' hat Höher sehr feingliedrig dargestellt: «Neben den oben erwähnten integrativen Tendenzen, die ein ausgeprägtes, spezifisches Gruppenbewusstsein nicht aufkommen liessen, aber stattdessen eine Isolierung dieser Berufsgruppen verhinderte, erlangte ihre Tätigkeit im Laufe des 19. Jahrhunderts erhebliche wirtschaftliche Bedeutung für den Heimatort – was sich vor allem auch im selbstbewussten und fast provokativen Verhalten der Handelsleute in der Heimat bemerkbar machte» (S. 343). Die Charakterisierung der Gruppen durch ihre

Tätigkeiten sowie die Spezifik ihrer Einstellungen und Wert- und Verhaltensmassstäbe darzustellen ist in dieser Arbeit meisterhaft gelungen: «Heimat und Fremde» ist hier als Begriffspaar über die Deskription einer Lebenswelt hinaus auch als ein Kategorienpaar von analytischer Qualität nachgewiesen worden.

Andreas Kuntz-Stahl

WOLFGANG SUPPAN: Blasmusik in Baden. Geschichte und Gegenwart einer traditionsreichen Blasmusiklandschaft. Freiburg/Breisgau: Musikverlag Schulz 1983. 704 S., 990 Abb., Faksimile, Noten.

Der Herausgeber des 1976 in 2. Auflage erschienenen «Lexikons des Blasmusikwesens» legt mit diesem grossangelegten Buch «die erste in dieser Form erscheinende Blasmusikgeschichte und Dokumentation in der Bundesrepublik Deutschland» vor. Das Werk schliesst sich der Reihe entsprechender Darstellungen österreichischer Blasmusiklandschaften an (z.B. dem «Grossen steirischen Blasmusikbuch von E. Brixiel und W. Suppan, 1981). Der bekannte Musikforscher, dem u.a. weitere Publikationen zum Blasmusikwesen zu verdanken sind (S. 260/61), blickt mit grosser Anhänglichkeit auf die Jahre von 1961 bis 1974 zurück, die er mit seiner Familie in Baden zugebracht hat, in jener Landschaft, «die ihm zur Heimat geworden ist» und mit der er sich noch heute stark verbunden fühlt. Suppan hatte damals in der Umgebung von Freiburg als Dirigent einer Blasmusikkapelle selbst aktiv am Badenser Blasmusikleben teilgenommen. Das beeindruckende Buch, in dem man Zeile für Zeile die Liebe zu dieser Landschaft und ihren Bewohnern herauspürt, ist allen dort ansässigen Freunden und Kollegen gewidmet.

Suppans Werk ist klug und übersichtlich aufgebaut. Ausgehend von der Blasmusikgeschichte des Gesamtgebietes, werden sodann die Geschicke der Regionalverbände und der ihnen angehörenden Vereine durchleuchtet, und im umfangreichen dritten Teil, dem «Dokumentationsteil», sind alle heutigen Blasmusikkapellen des Landes statistisch erfasst. Die historischen Abschnitte informieren den Leser, anhand zum Teil hervorragender Bildzeugnisse, in lebendiger, auf solider Quellenkenntnis basierender Weise über die ältesten Dokumente und Ereignisse auf dem Gebiet der Blasmusik im badischen Raum. Schon hier offenbart sich einer der Vorzüge von Suppans Darstellung: Er versinkt nicht in der Materialfülle, sondern versucht überall, die einzelnen Fakten in höhere Zusammenhänge einzuordnen und sie in Verbindung zu andern Lebensbereichen zu bringen. Auch den engen Beziehungen zwischen den Badenser Musikanten und ihren Genossen in den angrenzenden Gebieten (Württemberg, Elsass, Schweiz) wird mit Recht nachgegangen. Das Buch bietet folglich weit mehr als «nur» eine Blasmusikgeschichte Badens.

Suppan stützt sich auf eine ausgedehnte Spezialliteratur, namentlich auf zahllose Vereinsdenkschriften, hat aber auch Archivalien, Protokollbücher und handschriftliche Notenbestände durchgearbeitet. Etwas länger verweilt er bei gewissen Grossereignissen, etwa dem Konzil zu Konstanz, wo sich zwischen 1414 und 1418 «etwa 1700 Spielleute trafen» (S. 42 ff.). Ausführlich ist von der Musikpflege an den badischen Höfen in Baden-Baden/Rastatt, Durlach, Karlsruhe usw. die Rede und von den dort tätigen Hofkomponisten, wie Johann Melchior Molter (dem man u.a. vier frühe Klarinettenkonzerte verdankt) und Joseph Aloys Schmittbaur im 18. Jahrhundert. Für die Entwicklung des zivilen Blasmusikwesens ist auch im Badener Land die Militärmusik von entscheidender Bedeutung (s. besonders das Kapitel «Musik als Bestandteil militärischen und paramilitärischen Zeremoniells», S. 71 ff., mit Abdruck einer «Alt-Badischen Pfeifermelodie» und dem «Durlacher Marsch» sowie prächtigen farbigen Abbildungen). Bei der Würdigung der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts aufkommenden sogenannten «Türkischen Musik» überrascht der Verfasser mit der Faksimile-Wiedergabe eines bisher unbekanntes «Türkischen Janitscharenmarches» für Klavier zu vier Händen bearbeitet und im 'Kleinen reisenden Musiker' von Theodor Theuss in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgedruckt» (S. 81). Aber auch kirchliche Bläserchöre, Feuerwehr-Musiken, Berg- und Werkkapellen gaben Anlass zur Gründung von bürgerlichen Musikkapellen, wobei die Initiative stets von

begabten Einzelmusikanten ausgegangen war. Einzelne Blasmusiken können sich auf jahrhundertealte Traditionen berufen (Elzach, Schliengen, Staufen, Waldshut). Die heutige Trachtenkapelle Badenweiler, die ehemalige «Schmelzemusik», nennt als Gründungsjahr 1530, weil dort das bergmännische Musikbrauchtum bis in jene Zeiten zurückreicht. In Baden-Baden bestehen einerseits Zusammenhänge mit der Militärmusik, andererseits mit dem Kurorchester und in jüngerer Zeit mit dem Südwestfunkorchester. Das vermehrte Aufkommen von Jugendblasmusiken, die Durchführung von Kursen und Wettbewerben sowie die Ausbreitung der Trachtenkapellen kennzeichnen die Tendenzen der letzten Jahrzehnte. Bei der Programmgestaltung hat sich allmählich ein Wandel zugunsten der originalen Blasmusik vollzogen.

In den badischen Musikvereinen wirken etwa 350 000 Musikanten mit, deren Aktivitäten tief im Brauchtum verwurzelt sind. Man trifft sich, «um gemeindliche und kirchliche Ereignisse zu umrahmen» (S. 224). Es wird bei Heimatabenden, Kurkonzerten, Hochzeiten, Beerdigungen und «runden Geburtstagen» geblasen, während im kirchlichen Bereich das Auftreten an der Fronleichnams-Prozession herausragt. Die Beantwortung der Frage, ob es eine «badische Musik» gebe, stösst nach Suppans Ansicht auf methodische Schwierigkeiten, weshalb er sie vorsichtigerweise offen lässt und sich mit wenigen Hinweisen auf entsprechende Titel begnügt.

Verzeichnisse von Komponisten, Interpreten, Verlegern und Instrumentenbauern mit einschlägigen Literaturangaben (S. 249–261) leiten zu dem «Die Verbände und Vereine des Bundes Deutscher Blasmusikverbände in Baden» überschriebenen «Dokumentarteil» über, wo alle Kapellen in effigie unter namentlicher Aufzählung sämtlicher im Erscheinungsjahr des Buches mitblasenden Musikanten vorgestellt werden.

Zwei kleine Verstösse mögen noch korrigiert werden: Der Strassburger Drucker heisst nicht «Jodin», sondern *Jobin* (S. 53), und mit dem S. 65 genannten Flötisten «J. B. Wenlung» ist wohl Johann Baptist *Wendling* gemeint.

Suppan hat uns mit seiner Blasmusikgeschichte Badens ein wichtiges, fundiertes und erfreuliches, zudem vom Verleger reich ausgestattetes und sorgfältig ediertes Buch geschenkt.

Hans Peter Schanzlin

GISLIND M. RITZ: Die lebensgrossen angekleideten Kinder-Wachsvotive in Franken. Volkach: Kommissionsverlag Hartdruck 1981. 63 S., Abb. (Volksglaube Europas. Beiträge zur Volkstumsforschung. Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, Reihe XII, Band 3).

Votationen von lebensgrossen Wachsfiguren sind seit dem 13. Jahrhundert bezeugt und seit dem Spätmittelalter, besonders aus dem 17. und 18. Jahrhundert, auch in eindrucksvollen Beispielen erhalten (etwa im Museum Ferdinandeum Innsbruck oder im Bayerischen Nationalmuseum München). An solche lebensgrosse Figuralvotive aus Wachs adelig-höfischer und bürgerlicher Kreise, wie sie im deutschen Sprachraum vor allem aus dem süddeutsch-alpenländischen Bereich bekannt sind, schliesst sich im 19. Jahrhundert in Franken eine Sonderform keroplastischer lebensgrosser Votive bäuerlich-ländlicher Sozialschichten an. Es sind die «lebensgrossen angekleideten Kinderwachsvotive», wie sie bis heute an einigen Wallfahrtsorten und Kultstätten Ober- und Unterfrankens zu sehen sind: Kinder im Alter etwa zwischen 3 und 12 Jahren, im Sonntagsstaat gekleidet, in einem Glaskasten stehend, wenigstens Kopf und Hände aus Wachs gebildet. Ihr Gesichtsausdruck, mit Glasaugen, wirkt stereotyp und vielfach von puppenhafter Kindlichkeit («Puppkinder» werden sie mancherorts genannt), er kann aber auch bis zur Portraitähnlichkeit gehen. In ihrer krassen Naturalistik erinnern die Votivkinder an Wachsfigurenkabinette.

Gisling Ritz vom Münchner Akademie-Institut für Volkskunde legt hier eine umfassende Untersuchung über diese allein aus Franken bekannten Votivkinder vor. Sie stellt das Phänomen im einleitenden Kapitel in historische Entwicklungszusammenhänge, belegt mit detaillierten Nachweisen und Anmerkungen (zur Keroplastik im Kult kann jetzt auch auf die Arbeit über «Sekundärleiber» von Heiligen [Johannes

von Nepomuk] hingewiesen werden: Franz Matsche im Jahrbuch für Volkskunde der Görres-Gesellschaft 1983). Sodann werden einzelne Aspekte der Votationsform erörtert: Erscheinung, Kleidung (Quelle zur Erforschung der Kinderkleidung!), Technik der Herstellung, Votation, Alter, Verbreitung.

Den Schwerpunkt der Untersuchung bildet der akribisch erarbeitete Katalog der 147 Wachskinder (45 sind auch abgebildet). 20 Kultorte der Diözesen Bamberg und Würzburg konnten aufgelistet werden, in denen sich Votivkinder aus Wachs heute noch befinden oder nachweislich befunden haben. Die frühesten Figuren datieren 1856 und 1858, die jüngste 1955.

Erörterungen von Fragen etwa, warum sich diese Votationsform gerade in Franken entwickelt hat und auf Franken beschränkt blieb oder über deren innerfränkische Verbreitungsweise, können jetzt auf einer genau abgesteckten und detailliert beschriebenen Materialbasis geschehen.

Die Arbeit ist Rudolf Kriss gewidmet und war als Beitrag für den Gedenkband des Bayerischen Jahrbuchs für Volkskunde 1976/77 geplant. Zur Monographie ausgeweitet, setzt sie die von Rudolf Kriss inaugurierte Reihe «Volks Glaube Europas» des Münchner Instituts für Volkskunde als 3. Band fort. Erich Wimmer

DISENCHANTMENTS. An Anthology of Modern Fairy Tale Poetry. Ed. Wolfgang Mieder. Hanover: University Press of New England 1985, XVI + 203 S. Vorwort, Quellenachweise, Scherenschnittillustrationen.

Das Brüder-Grimm-Jahr 1985 brachte im deutschen Sprachraum vieles an Publikationen, Ausstellungen und Aufführungen zum Thema Brüder Grimm und deren *Kinder- und Hausmärchen*. In der von Wolfgang Mieder redigierten Gedichtsammlung *Disenchantments* (Entzauberungen) liegt nun auch ein Zeugnis des grossen Einflusses der Grimm-Märchen im englischsprachigen Raum vor. In jahrzehntelanger Arbeit hat Mieder 101 Märchen-Gedichte von insgesamt 78 verschiedenen Autoren des 20. Jahrhunderts zusammengetragen, eine Fleissarbeit, die nicht nur dem literarischen Geniesser zugute kommt.

In seinem knappen, auch für Laien gut verständlichen Vorwort bemerkt Mieder folgendes zur Genese von Märchengedichten: «Wenn Erwachsene das kindlich-naive Verstehen der Märchenwelt hinter sich gelassen haben, besteht die Tendenz, Märchen kritisch statt symbolisch zu lesen» (S. XI). Aus dieser aufkeimenden Kritik wachsen humorvolle, satirische, erotische und auch grimmige (...) Interpretationen der bekannten Stoffe. Märchendichter reagieren aber nicht nur auf die bekannten Märchenmotive, sondern arbeiten auch Probleme ihrer eigenen Gegenwart in ihre Gedichte ein. Die Breite von Themen, die aufgegriffen wird, erstaunt: von Krieg, Kriminalität und Politik bis zu den persönlichsten Bereichen geschlechtlicher Liebe und des Hasses. Mieder meint dazu: «Diese Gedichte sind nie vulgär – sie sind aufrichtige, persönliche Zeugnisse. Die emotionale Intensität dieser Gedichte findet vielleicht am besten Ausdruck in lyrischer Form und im Gebrauch dieser Märchenelemente» (S. XIV).

Die Sammlung gliedert sich in elf Abschnitte. Die zwei ersten enthalten Gedichte, die allgemein auf Märchen anspielen, sei dies «Märchenatmosphäre» oder das «Erzählklima». Die restlichen Kapitel enthalten Gedichte zu neun der bekanntesten Grimm-Märchen: Froschkönig, Rapunzel, Hänsel und Gretel, Aschenputtel, Rotkäppchen, Dornröschen, Schneewittchen, Rumpelstilzchen sowie Schneeweissen und Rosenrot. Als Kostprobe und stellvertretend für die Gedichte feministischer Orientierung des Bandes möge Mary Blake Frenchs Gedicht «Ella of the Cinders» stehen:

I am not physically perfect:
I have no spherical symmetry.
I need no Prince Charming to awaken me.
I am fully conscious of your happily-ever-after!
My feet grow large to break your glass slippers;
I shall use the shivered glass for my own collage. (S. 84)

«Disenchantments» stellt die für die Volkserzählforschung interessante und sicher oft vernachlässigte Beziehung zu sozialer und literarischer Gegenwart her. Der Band dürfte aber auch seinen Nutzen für kulturbezogen arbeitende Amerikanisten und Anglisten haben, findet man doch in diesen Gedichten Widerspiegelungen sozialer Strömungen sowie auch linguistische Spielereien, wie z. B. James Whitcomb Rileys Rotkäppchen-Nacherzählung in «schwarzem» amerikanischem Englisch.

Um auch den nicht Englischsprechenden einige Lesetips im Feld der Märchenpoesie und -prosa zu vermitteln, sei noch auf die zwei kürzlich erschienenen Publikationen aus Deutschland verwiesen: «Dornröschen nimmt die Heckenschere». Hg. v. Brigitte Heidebrecht. Bonn: Verlag kleine schritte 1985; und «Das ist ja wie im Märchen». Hg. v. Hans Scheibner. Göttingen: Steidl 1985. Bei beiden Bändchen handelt es sich um interessante, wenn auch weniger breit gefächerte Märchen-Entzauberungen als diejenigen im besprochenen Band von Mieder. Regina Bendix

JEANS. Beiträge zu Mode und Jugendkultur. Red. Martin Scharfe. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde 1985. 197 S., Ortsregister, Personenregister, Sachregister, 32 Abb. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 63).

Vor einigen Jahren reiste ich mit dem Zug von Belgrad nach Bukarest. Kurz nachdem die rumänische Grenze passiert war, belebte sich das Abteil. Zwei afrikanische Studenten baten mich, kurz aufzustehen, dann klappten sie die Sitzbank hoch, und ein Stapel von Blue Jeans kam zum Vorschein, die innert kürzester Zeit an Käufer aus dem ganzen Waggon abgesetzt wurden. Ich vermute, dass jeder, der den Ostblock in Blue Jeans bereist hat, auch Blue Jeans-Erlebnisse gehabt hat; Anfragen, beim Schmuggel zu helfen, oder Offerten, die eigene Hose vom Leib weg zu verkaufen, und dies in Jugoslawien, das jetzt meines Wissens sogar selbst Levi's produziert. Die ideologische Verbindung «Blue Jeans gleich Freiheit» (oder auch gleich «freie Konsumgesellschaft») scheint ausgerechnet dort, wo die gleichlautende Reklame kaum auf öffentlichen Medienkanälen verbreitet wurde, am dauerhaftesten verwurzelt zu sein.

Kein Wunder, dass ein Beitrag dieser Sammlung von Jeans-Studien den Titel «Polemischer Auftakt» trägt. Sind nämlich die Jeans als Hose der volkscundlichen Kleiderforschung zuzuteilen, so gehören Jeans als ideologiebefrachtetes Emblem eher zum Bereich Weltanschauungs-, Mentalitäts- und natürlich Marktforschung. Gerade an diesem Punkt scheiden sich aber die Geister, und eine wenig publizierte Glosse einer Tübinger Studentin (Heike Offen) sowie eine Marburger Ausstellung verärgerten Wolfgang Brückner dermassen, dass er seinerseits die Glosse «Jeans – Anmerkungen zum gestörten Problembewusstsein vorgeblich progressiver Kulturforscher» veröffentlichte. Wie des öfters in der deutschen Volkskunde (man erinnert sich an Falkenstein) wurde der darauffolgende Theorie-, Methoden- und akademische Anstand-Meinungsaustausch, an dem sich auch Hermann Bausinger und Christoph Daxelmüller beteiligten, in einem kleineren Publikationsorgan ausgetragen, und es ist der Tübinger Vereinigung für die Veröffentlichung der ganzen Auseinandersetzung zu danken. Nachdem sich seine aggressiv formulierten Befürchtungen, dass das «Idiologikum» Jeans naiv-ideologisch ausgewertet werde, beruhigt haben, legt Brückner weit verstreute Materialien vor, die die kulturhistorischen Verzweigungen des Themas wie auch dessen Bezüge zur Literatur (am Beispiel von Ulrich Plenzdorfs «Die neuen Leiden des jungen W.») aufzeigen.

Hermann Bausinger eröffnet den Band mit «Dauer und Wechsel», einem Aufsatz, der die Kleiderforschung von Trachtenrelikten weg zum weiten Bezugsfeld Mode steuern will. Geschickt zeigt er auf, wie Mode einerseits mit Konventionen zu brechen vorgibt, andererseits aber Konventionen braucht, ja «in einigem Umfang selbst traditionsbildend wirkt» (S. 16). Bausinger steckt so den Rahmen ab, in welchem die beiden historisch ausgerichteten grösseren Beiträge des Bandes zu verstehen sind. Elke Dettmers amerikanische Magisterarbeit «Levi Strauss, San Francisco: Blue Jeans als amerikanisches Symbol» wuchs aus einem Gelegenheitsjob bei der Firma Levi Strauss & Co. Basierend auf Archivmaterialien der Firma, Werbematerial, einigen

Interviews und persönlichen Beobachtungen versucht Dettmer einerseits die Geschichte des Levi's-Jeans-Vertriebes, andererseits die für den Vertrieb verwendete Symbolik darzustellen. Interessant sind die Gegenüberstellungen historisch verifizierbarer Verläufe und die eher sagenhaften Darstellungen des Jeans Ursprungs und deren Qualität in der Firmenwerbung. Neben Werbeplakaten werden auch populäre Schlagertexte herbeigezogen, die Jeans einmal im Cowboy-Milieu, später im Hippy-Milieu auftauchen lassen. Obwohl auf den Raum Kalifornien bezogen, dürften Dettmers Schilderungen der sozialen Gruppierungen und der Rolle der Jeans im Zeitraum 60er bis 80er Jahre für deutsche Leser interessant sein, zumal der Aufsatz auch sehr flüssig geschrieben ist.

Gleich Dettmer stellt auch *Wolf-Dieter Könenkamp* fest, dass die Jeans nach einer gut hundertjährigen Karriere als billige, qualitativ hochstehende, zweckmässige Arbeitskleidung Mitte dieses Jahrhunderts zu einem unter eher ideologischen Gesichtspunkten vermarkteten und gekauften Gegenstand werden. Zuerst überprüft Könenkamp die gebräuchliche Formulierung «Jeans gleich antikonforme Kleidung». Obwohl sich die Existenz einer jugendlichen Teilkultur zwischen 1955 und 1970 belegen lässt, also dem gleichen Zeitraum, wo auch die Jeanskleidung weite Verbreitung annimmt, findet er dennoch keine Korrelation zwischen den beiden Phänomenen. Die Durchsicht von Filmen, Magazinen und Fotos zeigt, dass höchstens eine Minderheit innerhalb der Jugendkultur tatsächlich Blue Jeans trug, was Könenkamp die Gleichschaltung von Jeans und wilden 50er Jahren oder Politprotesten der 60er Jahre als «Mythen» entlarven lässt (obwohl thematisch unwichtig, möchte ich doch bemerken, dass der Gebrauch von «Mythos» im Sinne von «Unwahrheit» die volkskundlichen Erzählforscher wenig glücklich machen wird und «Sage» im Jeans-Zusammenhang ein besserer *terminus technicus* wäre). Anstelle monokausaler Argumentation schlägt Könenkamp deshalb sechs Entwicklungslinien vor, die gemeinsam die Popularität der Blue Jeans erklären sollen (Trend zu praktischer Kleidung; Trend zum Zwanglosen, Informellen; wachsende Bedeutung der Freizeit; «Unisex»-Trend; gewisser «Jugendlichkeits-Wahn»; Amerikanisierung der Welt). Könenkamp gewinnt seine Belege aus Verkaufskatalogen, Jugendmagazinen wie «Bravo» oder «Twen» und brancheninternen Publikationen, und er glaubt, aus dieser Position heraus genügend Beweise gefunden zu haben, die die Slogans wie «Die Hose der Freiheit» als vom Produzenten, nicht vom Verbraucher begonnene «Zeichenwertung» entlarven.

Sowohl Dettmers wie Könenkamps Beiträge lassen erkennen, wie schwierig ein Kleidungsstück wie Blue Jeans im kulturellen, funktionalen Zusammenhang zu erfassen ist. Die Belegmaterialien seitens der Produzenten sind leichter zugänglich als diejenigen der für die Volkskunde wichtigen Verbraucher. Dettmer gewinnt Anschauungsmaterial aus einigen Interviews (z. B. mit einer Frau, die ihre Blue Jeans bemalte und sie so bewusst zu einem Stück eigener Vergangenheit machen wollte), Könenkamp gelangt an den Verbraucher indirekt durch die Auswertung des Bild- und Magazinmaterials. Die bisherige Materiallage drängt deshalb fast alles, was in diesem Band zum Thema Jeans gesagt wird, in gesamtgesellschaftliche Bezugfelder, insbesondere das Kräftespiel zwischen Produzenten und Verbraucher. Dieser Schritt weg von den in der Volkskunde öfters untersuchten «small group cultures» zieht zweierlei mit sich: eine noch konsequentere Interdisziplinärität als bisher, um dem grossen Bezugsfeld methodologisch und theoretisch gerecht zu werden, und eine «Anonymisierung» der Aussage, das Resultat der Entfernung von der Verbraucherseite. Während ersteres stets befruchtend auf eine Disziplin wirkt, könnte letzterem vorgebeugt werden. Das vorgelegte Buch enthält die Arbeit einzelner, die offenbar alle ungefähr gleichzeitig am Thema Interesse fanden. Ein grösser angelegtes Team-Projekt könnte vielleicht einige der jetzt bestehenden Materiallücken füllen, insbesondere die emotional-ideologischen Gesichtspunkte seitens der Jeansträger, die, wie ich in der eingangs geschilderten Anekdote andeutete, existieren, ob sie nun das Resultat geschickter Werbung oder innerhalb kleinerer Gesellschaftsgruppen gewachsen sind.

Regina Bendix

HANS RIEDHAUSER: Essen und Trinken bei Jeremias Gotthelf. Darstellung und Motivation des Rekreativen in Alltag und Fest. Bern: Haupt 1985. 443 S.

Das umfangreiche Werk ist eine Dissertation aus der Schule von Karl Fehr, und schon sein Untertitel macht deutlich, dass es dem Verfasser um mehr gegangen ist als um Nahrungsmittel-Volkskunde. Ausgegangen wird von biographischen Angaben über Gotthelfs eigenes Verhältnis zu Speis und Trank; im Rückblick auf frühere tiefenpsychologische Ausdeutungen ist sogar ein Abschnitt «Liebesmühen» angefügt. Dann umreist Riedhauser auf 30 Seiten das bernische Bauerntum im 19. Jahrhundert.

Erst nachdem so die Grundlagen gelegt sind, schliesst der Verfasser in nicht zu überbietender Vollständigkeit und Genauigkeit eine Quellensammlung zur Nahrungsmittel-Volkskunde an, die nicht nur Zentrales wie Brot, Kartoffeln, Milch, Käse, sondern z. B. auch die Chüechli oder die verschiedenen Apfelsorten berücksichtigt. Für die Art der Untersuchung bezeichnend ist, dass neben der wörtlichen Bedeutung eines Begriffs (z. B. Teig, Fleisch, süss-sauer) der oft ebenso wichtige metaphorische Gebrauch dargestellt wird – ein sehr schätzenswerter Beitrag zur Kenntnis von Gotthelfs bilderreicher Sprache.

Viel vom Lebensgefühl der bäuerlichen Gesellschaft ist im gewichtigsten Teil «Essen und Trinken» eingefangen. Eingehend werden in ihren materiellen und geistigen Aspekten die verschiedenen Mähler analysiert: die Mahlzeiten bei den Festen des Lebenslaufs, beim Marktbesuch, bei den volkstümlichen Festen wie Schiesset, Eierleset. Eine ausführliche Darstellung finden auch die Wirtshäuser in ihrer wichtigen sozialen, auch politischen Funktion – selbst eine Zusammenstellung der Wirtshausnamen fehlt nicht –, sodann die Wirte und vor allem Wirtinnen samt der «Gastung».

Das Schlusskapitel «Hunger und Durst» hebt noch einmal das anthropologische Anliegen Riedhausers schön hervor und führt mit der Betrachtung «Das rechte Behagen» tief in des Dichters Gedankenwelt.

Der immerhin auffällige Umfang des Buches ist darauf zurückzuführen, dass es auch als Lesebuch gedacht ist: Neben zahllosen kürzeren Zitaten erscheinen viele halbseitige und längere Passagen, die manchmal den thematischen Rahmen sprengen. Oft sind sie volkskundlich ergiebig, so S. 220 f. über den «Hausbrauch», 250 f. über brauchmässige Gastfreundlichkeit; überhaupt werden manche Bräuche breit dargeboten, traditionelle wie das Erntefest der Sichleten (265 ff.), das Eierdüpfen an Ostern (282 f.), der Eieraufleset (283 f.) und auch ein «moderner», ein eidgenössischer Schiesset samt Bankett (331 ff.). Bei diesen Zitaten, die natürlich viel Mundartliches enthalten, vermisst man öfters notwendige Erklärungen oder Übersetzungen. Fachwissenschaftler werden auch das Fehlen eines Registers als Mangel empfinden; immerhin ist das Inhaltsverzeichnis so ins einzelne gehend, dass man ohne grosse Mühe das Gewünschte finden wird.

Alles in allem: eine überaus solide, auch sprachlich sorgfältige Arbeit, die Zeugnis ablegt von genauer Kenntnis der Werke des Dichters, von wissenschaftlicher Redlichkeit, gepaart mit Verehrung.

Eduard Strübin

Hinweis:

Die Rubriken «Zeitschriften/Sammelwerke» und «Eingesandte Schriften» erscheinen im nächsten Heft.